

Ulla Fix, Leipzig

Denkstil und Sprache

Die Funktion von ‚Sinn-Sehen‘ und ‚Sinn-Bildern‘ für die ‚Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache‘¹

1 Denkstil und Sprache

„Naturwissenschaftler, Philologen, Theologen oder Kabbalisten können sich innerhalb ihrer Gemeinschaften ausgezeichnet verständigen, aber die Verständigung eines Physikers mit einem Philologen ist schwierig, mit einem Theologen sehr schwierig und mit einem Kabbalisten oder Mystiker unmöglich.“ (Fleck 1983, 87)

In diesem Beitrag soll eine Verständigung zwischen dem Mediziner/Wissenschaftstheoretiker und der Philologin/Sprachwissenschaftlerin versucht werden. Die Aussichten, dass sie gelingen könnte, scheinen mir gut zu sein. Vielleicht, weil die Sprachwissenschaft heute etwas anderes ist, als es die Philologie zu Flecks Zeiten oder in Flecks Vorstellung war: Fix: Ja. Bitte einfügen: Sie hat ihre Fragestellungen erweitert und kommt ohne interdisziplinäre Bezüge nicht mehr aus. Ich werde in vier Schritten vorgehen. Zunächst sage ich etwas zu Denkstil und Sprache, dann zu Stil als ‚Sinn-Sehen‘, zu Text als ‚Sinn-Geflecht‘ und schließlich zur Metapher als ‚Sinn-Bild‘.

Mein Ausgangspunkt bei der Formulierung des Themas war, dass Flecks Gedankengänge – jedenfalls aus meiner Sicht – eine Ausdehnung auf das Gebiet der Sprache und eine Erweiterung um sprachwissenschaftliche Einsichten nicht nur zulassen, sondern geradezu verlangen.² Vor allem deshalb, weil sich das, was wir mit Denkstil meinen und am Denkstil beobachten, ja immer sprachlich materialisiert haben muss,³ um wahrnehmbar, beobachtbar zu sein, und weil sich Denken oft (erst) im Verlauf der sprachlichen Darstellung entwickelt. Der „Erkenntnisinhalt“ wird „in Abhängigkeit von seiner jeweiligen sprachlichen Form gedacht“ (Fehr 2005, 27). Daher halte ich einen Anschluss der Theorie Flecks an sprachwissenschaftliche

¹ Der Vortragsduktus wurde beibehalten.

² „Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor (sic!) und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen. Schon in dem Aufbau der Sprache liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon im einzelnen Wort sind verwickelte Theorien gegeben.“ (Fleck 1980, 58).

³ „Ist es nicht [...] so, dass wir (vor allem sprachlich verfasste) Kommunikation beobachten? Warum sollte man sich also aufs Denken und nicht vielmehr auf die Kommunikation konzentrieren?“ (Möller 2007, 409).

Erkenntnisse bzw. einen Anschluss sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse an die Theorie Flecks für möglich und nötig.

Die These, dass die Sprache unabdingbar ist als Medium und Gestalt [des] Erkenntnisprozesses, ist fast trivial, aber nur fast. Denn sie rührt an die Frage, ob und wie das, was den Horizont des Wissens verändert, das innovative Moment der Einsicht, durch die Sprache erzeugt und geprägt wird oder ihr vorausgeht. (Bierwisch 2007, 23; Internetausdruck)

Darauf werde ich später genauer zurückkommen. Die Bindung von Denken an Sprache kann man – das war der Einstiegsgedanke bei der Konzeption des Vortrags – am Fall der sprachlichen Metapher als ‚Sinn-Bild‘ und deren sprachlicher Realisierung gut nachvollziehen (s. u.). Dieser Gedanke lag auch deshalb nahe, weil Fleck, wenn er sich mit Denkstil auseinandersetzt, bildliche Vorstellungen bzw. metaphorischen Sprachgebrauch als Beispiele heranzieht und weil die Metapher als kognitives „Instrument“ gegenwärtig das Denken über Weltwahrnehmung und Wissensgewinn stark prägt. Es hat sich aber im Laufe der Arbeit gezeigt, dass es bei der Betrachtung der Metapher nicht bleiben kann. Die Folge war die Entscheidung, Sprachliches systematischer einzubeziehen – im Sinne möglicher Parallelen oder Bezüge zwischen Denk- und Sprachstil. Diesen Schritt hat Fleck selbst nicht vollzogen. Überhaupt ist zu beobachten, dass beim Gebrauch und bei der Bestimmung der Kategorie ‚Stil‘, wo auch immer sie verwendet wird, die Sprache kaum eine Rolle spielt, obwohl der Sprachstil seit der Antike und über die Epochen hinweg eine zentrale Kategorie für die Frage nach dem Stil ‚an sich‘ gewesen ist (Müller 1981). So bleibt es der Sprachwissenschaft heute vorbehalten, die Brücke zu schlagen zwischen der Vorstellung von Denkstil und dessen sprachlicher Gestaltung.

Dass die Ideen Flecks es dringend nahe legen, solche Bezüge herzustellen, macht, um gleich am Anfang ein Beispiel zu nennen, der Sprachwissenschaftler Jürgen Schiewe deutlich.

[...] die Argumentation um ‚Denkkollektiv‘ und ‚Denkstil‘ müsste Hand in Hand mit der Sprache gehen: zum einen, weil Sprache [...] eine Verbindung zu Denken, Erkennen, Wahrnehmen aufweist, zum anderen, weil Institutionen als Denkkollektive stets auch ein sprachliches Korsett benötigen. (Schiewe 1996, 7)

Schiewe führt das am Wechsel vom Gelehrtenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache vor, wie er im 18. Jahrhundert an der Universität Freiburg im Breisgau vollzogen wurde. Mit Bezug auf Fleck zeigt er, dass Sprachenwechsel einen Wechsel der Denkstile bedeuten kann, in seinem Fall den Übergang vom ‚mittelalterlichen‘ zum ‚modernen‘ Denkstil der Universitäten (ebd., 8). Viele andere Berührungen zwischen Sprache und Denkstil sind möglich. Auf einige werde ich noch eingehen.

Übrigens ist der Versuch eines solchen Anschlusses der Sprachwissenschaft an Fleck'sche Gedanken nicht unumstritten. Der Medizinsoziologe Torger Möller (2007, 411) z. B. billigt dem Denken Flecks nach dem ‚linguistic turn‘ in den Geistes- und Sozialwissenschaften keine Zukunft zu. Er betrachtet Flecks Gedanken als überholt, ihnen fehle die kommunikationstheoretische Fundierung (ebd.).⁴ Möller sagt dies allerdings, ohne zu prüfen, ob diese Fundierung nicht durch Kommunikationstheorie oder Sprachwissenschaft nachträglich und vielleicht auch weiterführend geleistet werden könnte. Mit dem Wissenschaftshistoriker Burghard Weiss dagegen stimme ich darin überein, dass es für einen wissenschaftlichen Stil konstitutiv sei, dass „Kommunikation [sich] schriftlich oder verbal [vollzieht], in jedem Fall aber auf sprachlicher Ebene, womit [...] deutlich wird, dass ein Denkstil durch einen Sprach- oder Kommunikationsstil gekennzeichnet werden kann“ (1997, 160f.). Durch Weiss wird eine klare Perspektive eröffnet. Die Sprachwissenschaft ermöglicht es mit ihrem Kategoriengebäude, v. a. mit den Kategorien ‚Stil‘, ‚Text‘, ‚Wort‘, ‚Varietät‘ und ‚Metapher‘, das Sprachliche, also das Wahrnehmbare eines Denkstils zu beschreiben und zu erklären.⁵ Sie eröffnet die Möglichkeit, sich dem Begrifflichen in seiner Sprachgebundenheit zu nähern sowie die Kulturgebundenheit nicht nur des Denkens, sondern auch des Sprechens zu erfassen (vgl. Linke 2009).

Welchen Ansatz bieten Flecks Gedanken zu ‚Denkstil‘ und ‚Denkkollektiv‘ für das sprachwissenschaftliche Weiterdenken? Neben der schon genannten ‚Metapher‘ ist ‚Stil‘ in der Sprachwissenschaft eine zentrale Kategorie (v. a. Sandig 2006). Angesichts der sehr unterschiedlichen Verwendung der Kategorie ‚Stil‘ muss man sich aber die Frage stellen, was wir eigentlich alle gemeinsam meinen, wenn wir das Wort ‚Stil‘ gebrauchen. In vielen Lebensbereichen begegnen uns Wortableitungen von ‚Stil‘: z. B. ‚Lebensstil‘, ‚Styling‘, ‚Laufstil‘. In den verschiedensten Wissenschaften sind fachsprachliche Wortbildungen mit ‚Stil‘ zu Hause: u. a. ‚Epochenstil‘, ‚Zeitstil‘, ‚Sprachstil‘, ‚Stilbruch‘, ‚Stilebene‘, ‚Stilisierung‘ und eben auch ‚Denkstil‘. Bei deren Gebrauch wird das Wissen um Stil oft unreflektiert vorausgesetzt und nicht

⁴ Die grundlegende Frage wäre, ähnlich wie bei der Beobachtung von Verstehen, ob sich Denken überhaupt beobachten lässt? Ist es nicht vielmehr so, dass wir (vor allem sprachlich verfasste) Kommunikation beobachten? Warum sollte man sich also aufs Denken und nicht vielmehr auf die Kommunikation konzentrieren? Fleck steht mit seiner Begrifflichkeit vom Denk-Stil, Denk-Verkehr, aber auch Denk-Kollektiv philosophiegeschichtlich gesprochen in einer bewusstseinsphilosophischen Tradition. (Möller 2007, 409).

⁵ Vgl. auch die Feststellung von Antos (2008, 568f.), dass sich die linguistischen Ansätze der Wahrnehmung, Mentalitätsgeschichte und Semantiktheorie auf Fleck beziehen ließen.

expliziert.⁶ Dieser unhinterfragte Gebrauch von Kategorien ist im Alltag nichts Ungewöhnliches, wohl aber in der Wissenschaftskommunikation. Wie sind die nicht oder abweichend definierten Kategorien mit demselben Grundwort ‚Stil‘ zu vereinbaren? Genauer: Was haben sie gemeinsam, so dass alle Beteiligten in allen diesen Fällen wissen (oder zu wissen glauben), was gemeint ist? Gibt es tatsächlich eine Schnittmenge an gleichen Bedeutungselementen, die zur Verständigung ausreicht? Es wird sich zeigen, dass das etwas mit ‚Sinn-Sehen‘ und ‚Sinn-Herstellen‘ zu tun hat. Wenn es um den sprachlichen Aspekt des Fleck’schen Gedankengebäudes geht, bietet sich als Einstieg, wie anfangs schon gesagt, die *Metapher* als ein spezifizierter Blick auf die Welt an. Aber auch andere Phänomene der Sprache kommen in Betracht, nämlich das *Wort* als Einheit der Benennung, der *Text* als funktionsbestimmtes, kulturspezifisches sprachliches Geflecht und die sprachlichen *Varietäten*, also die Sprachgebrauchsweisen, die Gruppen unter sich entwickeln.⁷ An der Metapher interessiert Fleck ihr erkenntnisleitender Wert. Sie ist innerhalb der sprachlichen Benennungsmöglichkeiten das vielleicht deutlichste Beispiel dafür, dass unsere Wahrnehmung durch Konzepte und deren Benennungen in eine bestimmte Richtung gelenkt und unser Denken dadurch in einer spezifischen Weise angeregt werden kann. Zugleich aber wird durch diesen gelenkten Blick anderes, was zu sehen auch möglich wäre, ausgeblendet. Auch die sprachlichen Umsetzungen von Metaphern in ihren Wortfeldern/Bildfeldern (s. u.) regen das Denken an. Fleck (1980, 149) z. B. führt als „Vergleiche“ *Wirtschafts-Organismus* (Ökonomie) und *Zellstaat* (Biologie) an. Wenn man sagt, die Wirtschaft sei ein *Organismus*, dann eröffnet sich ein Wortfeld und mit ihm tun sich, angeregt durch die Wörter dieses Feldes, bestimmte Denkmöglichkeiten auf, gebunden an die „Wortleiber“, z. B. *wachsen, sich entwickeln, sich fortpflanzen, wuchern, verkümmern, sterben* (s. u.). Hier kommt die Denkanregung vom Sprachlichen her. Wenn man mit dem Wort *Zellstaat* (Biologie) arbeitet, dann assoziiert man auch lexikalisch das, was mit *Staat* zusammenhängt. Es stellen sich Wörter ein wie z. B. *politische Ordnung, Territorium, Land, Grenzen, Macht, Souveränität, Staatsvolk, Regierung* usw. Man überträgt diese durch die Wörter evozierten politischen Vorstellungen dann möglicherweise auf den biologischen Bereich.

⁶ Dass das so ist, zeigt sich bei Stichproben in wissenschaftlichen Arbeiten schnell. Extreme Fälle sind u. a. Bleicher u. a. 2010, Brock u. a. 1986, Keyserling 1972.

⁸ Weiss geht mit Bezug auf die Kunstgeschichte auf die kulturspezifische Prägung von Wahrnehmung ein. Die Konventionsgebundenheit von Wahrnehmung sieht er auch für die Wissenschaft: „Stil ist damit ein kulturwissenschaftlicher Begriff, der disziplinenübergreifend verwendet werden kann“ (Weiss 1997, 262).

Der Text ist für den Wissenschaftshistoriker und -theoretiker als unentbehrliche Quelle von Wissen ohnehin interessant. Historiker wie Vertreter vieler anderer Geistes- und Sozialwissenschaften auch haben es „vorzugsweise mit textuell verfassten Quellen, also medialen Artefakten zu tun“ (Werle 2005, 11). Kein Zweifel: Texte sind als Träger komplexer Inhalte ein unverzichtbarer Erkenntnisgegenstand. Weniger bewusst ist, dass sie dies nicht nur ihrer Inhalte, sondern auch ihrer Form wegen sind. Nur über diese – die Form – sind sie wahrnehmbar, und auch sie teilt dem Leser/Hörer etwas mit. Daher „spielen Textmerkmale bei der Identifizierung von Wissenschaftsstilen eine besondere Rolle. Unterschiedliche Stile können so für den Wissenschaftshistoriker in unterschiedlichen Metaphoriken, spezifischen Rhetoriken, Rededuktus und Kommunikationsweisen erkennbar sein“ (Werle 2005, 11). Hinzu kommt ein Sachverhalt, den die Textlinguistik erst in jüngerer Zeit betrachtet, nämlich der, dass Texte, besser: deren Muster/Baupläne, auch kulturell geprägt sind, dass sie kulturspezifische Phänomene der Hervorbringung und Gestaltung von Wissen darstellen. Wissenschaftliche Aufsätze sehen, wie wir wissen, in der chinesischen, russischen oder deutschen Wissenschaftskultur jeweils anders aus, obwohl sie alle einem mehr oder weniger gleichen Anspruch dienen – eben dem der Wissenshervorbringung, -gestaltung und -vermittlung. Die Textmuster beeinflussen durch die Ansprüche, die sie an die Wissensgestaltung stellen, auch die Erzeugung des Wissens selbst. Textgattungen, die durch argumentative Entfaltung von Themen gekennzeichnet sind, wie z. B. das Plädoyer vor Gericht und eben die wissenschaftliche Abhandlung, fordern eine stringente Gedankenkette. Wie stringent sie tatsächlich ist, lesen wir an der Textoberfläche ab. Flecks Unterscheidung von Zeitschrift- und Handbuchwissenschaft sowie populärer Wissenschaft drängt einen fachtextsortenlinguistischen Anschluss in dieser Richtung geradezu auf.

Wörter unterliegen tatsächlich der von Fleck meisterhaft beschriebenen Unbestimmtheit.⁸ „Für Fleck gehört die Verletzung [des] Postulats [„Bedeutungsinvarianz“, U.F.] nicht nur zur Alltagssprache, sondern ebenso zur Wissenschaftssprache notwendig dazu“ (Schäfer/Schnelle

⁸ „Wie immer man auch einen bestimmten Fall beschreiben mag, stets ist Beschreibung Vereinfachung, mit apodiktischen und anschaulichen Elementen durchtränkt: *durch jede Mitteilung, ja durch jede Benennung wird ein Wissen exoterischer, populärer*. Man müsste sonst an jedes Wort eine Fußnote mit Einschränkungen und Explikationen anschließen, ja eigentlich an jedes Wort dieser Fußnoten eine zweite Wortpyramide, deren Gipfel es bildete, und so fort, woraus ein Gebilde entstünde, das sich nur in einem Raume von sehr vielen Dimensionen darstellen ließe. So ein Wissen – ein erschöpfendes Fachwissen – ist vollkommen unanschaulich und für jeden praktischen Fall unzweckmäßig. Wohlverstanden: der ganze Pyramidenbau führt nicht zu allgemeineren, sich wiederholenden Elementen, die den Bau grundsätzlich vereinfachten, wenn sie getrennt beschrieben wären. Man befindet sich immer in derselben Begriffeschichte (sic!), immer gleich weit von ‚fundamentalen Begriffen‘ entfernt, deren eventuelle Konstruktion – eine Erkenntnisarbeit für sich – dieselben Schwierigkeiten aufweist. Gewißheit, Einfachheit, Anschaulichkeit entstehen erst im populären Wissen; den Glauben an sie als Ideal des Wissens holt sich der Fachmann von dort.“ (Fleck 1980, 151f.; Hervorh. im Orig.).

1980, XXXIX). Was ganz unbestreitbar auf den Alltagssprachlichen Wortschatz zutrifft, bestimmt auch den wissenschaftlichen. Wörter sind zum einen konventionalisiert und verallgemeinernd. Das ließe Bedeutungsbestimmtheit erwarten. Zum anderen sind sie im konkreten Gebrauch aber offene, „Spielraum gewährende“ Sprachzeichen (Henne 1998),⁹ die in ihrer aktuellen Bedeutung erst vom Kontext bestimmt werden. Was macht sie dennoch kollektiv verwendbar? Es ist die Emergenz, die (unausgesprochene) Verabredung im gemeinsamen Gebrauch, die zu einer interaktionalen Ganzheit/Übereinstimmung führt: Alle Beteiligten wissen/schließen aus dem gemeinsamen Umgang mit dem Wort, was es in dem Fall bedeuten soll. Fleck beobachtet das Phänomen der Unbestimmtheit nun aber auch in der Terminologie, von der man ja eigentlich annimmt, dass sie eine „ausgesprochene“, explizite Verabredung über Wortbedeutungen garantiert.¹⁰ Er betrachtet das aus der Unbestimmtheit resultierende Missverstehen als positiv zu wertenden Teil des Denkstils. Damit ist Fleck auch sprachwissenschaftlich ganz modern und könnte in den linguistischen Theorien semantischer Unbestimmtheit (z. B. Pinkal 1985) als Kronzeuge auftreten; denn Unbestimmtheit in fachsprachlichen Texten wird mittlerweile von der Semantik- und Fachsprachenforschung als Problem akzeptiert. Vor dem Hintergrund der Einsicht in die Unbestimmtheit natürlicher Sprachen werden vor allem zwei Schwerpunkte behandelt:

1. Es geht um die Frage, ob Präzision in natürlichen Sprachen überhaupt möglich ist. Da man dies verneint, fragt man logischerweise als nächstes nach den epistemisch, pragmatisch und semantisch bedingten Präzisierungsgrenzen (Pinkal 1985, 4).

2. Dieses Problem wird von den natürlichen Sprachen auf die Fachsprachen übertragen. Vertreter der Fachsprachen- und Terminologieforschung üben in jüngster Zeit Kritik an der lange tradierten Vorstellung von der unbedingt anzustrebenden (und auch zu erreichenden) Exaktheit der Wissenschafts- und Fachsprache. „Es bestehen [...] begründete Zweifel daran, ob es überhaupt Äußerungen gibt, die *per se* exakt sind, wie die ‚Philosophie der normalen Sprache‘ deutlich gezeigt hat“ (Hahn 1997, 378). Zudem ist auch unklar, wie ein nicht-vager Text beschaffen sein soll. Damit stehen nun auch die fachsprachlichen Texte unter Unbestimmtheits-

⁹ Die „Dialektik von abstrakter Virtualität und konkreter Aktualisierung gibt der Kommunikation eine ‚geschmeidige‘ Grundlage: Lexeme sind eben nicht Teil einer Nomenklatur, eines fachlich festgesetzten Verzeichnisses, sondern erlernte und eingespielte und dann auch Spielraum gewährende alltagsweltliche Sprachzeichen“ (Henne 1998, 599).

¹⁰ „Ein besonderes interkollektives Verkehrsgut bildet das Wort als solches: da allen Worten eine mehr oder weniger ausgeprägte denkstilgemäße Färbung anhaftet, die sich bei der interkollektiven Wanderung ändert, kreisen sie interkollektiv immer mit einer gewissen Änderung ihrer Bedeutung. Man vergleiche die Bedeutung der Worte »Kraft« oder »Energie« oder »Versuch« für einen Physiker und für einen Philologen oder Sportsmann. Oder das Wort »erklären« für einen Philosophen und für einen Chemiker, oder »Strahl« für einen Künstler und einen Physiker, »Gesetz« für einen Juristen und einen Naturforscher usw.“ (Fleck 1980, 143).

verdacht. Auch in ihnen lässt sich Vagheit nicht völlig vermeiden. Vielleicht sollte man Bestimmtheit, so die Tendenz, überhaupt nicht anstreben, da eine strenge Terminologie ja bestimmte Sichtweisen festlege und andere ausschließe.¹¹ Kein Zweifel, dass man in dieser Debatte mit Fleck punkten könnte und dass für Fleck wiederum deren Ergebnisse befriedigend sein könnten. Eine weiterführende Diskussion innerhalb der Fachsprachen- und Terminologieforschung könnte das von Fleck beschriebene Problem semasiologisch genauer erfassen und aus sprachlicher Sicht durchschaubar machen, zugleich könnte man an großen Korpora zeigen und erklären, inwiefern Denkkollektive dennoch zu Übereinkünften kommen und wie sich Verständigung sogar über die einzelnen Denkkollektive hinausbewegen kann. So könnte man Flecks Ansatz der Unterscheidung von „fachmännischem“/„esoterischem“ Wissen (Zeitschrift-, Handbuch- und Lehrbuchwissenschaft) und „populärem“/„exoterischem“ Wissen („populäres“ Buch)¹² (Fleck 1980, 148ff.) verifizieren.

Zu den Varietäten: Die Varietätenforschung der Soziolinguistik erfasst, wie und in welcher Ausprägung Gruppen ihren Sprachgebrauch entwickelt haben. Im Blick hat sie allerdings eher die Entwicklung von Gruppenstilen als Mittel sozialer Selbstdarstellung (s. u.), seltener als Mittel des Erkennens. Gerade deshalb muss Flecks Ansatz, Erkennen als gruppengebundenen, sozial bestimmten Prozess zu betrachten, als Anregung aufgenommen werden. „Alles Erkennen ist ein Prozess zwischen dem Individuum, seinem Denkstil, der aus der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe folgt, und dem Objekt.“ (Fleck 1983, 168). Hier lohnte es sich anzuknüpfen und (wie Drescher 2003 s. u.) die Entwicklung von Wissenschaftsstilen aus sprachlicher Sicht zu betrachten. Linguistische Untersuchungen sowohl zu kulturspezifisch als auch zu textsortenspezifisch bestimmten Wissenschaftsstilen liegen vor, womit der Weg für den Anschluss an Flecks Gedanken auch methodologisch gegeben ist.

2 Stil: ‚Sinn-Sehen‘

2.1 Interdisziplinäres Interesse am Stil-Begriff

Ich komme darauf zurück, dass die Kategorie des Stils uns in vielen Disziplinen begegnet, in den seltensten Fällen jedoch definiert wird.¹³ Auf die vorherrschende Unbestimmtheit des Begriffs –

¹¹ „Die entstandenen Begriffe werden tonangebend und verpflichten jeden Fachmann: aus dem vorläufigen Widerstandsavisio wird ein Denkwang, der bestimmt, was nicht anders gedacht werden kann, was vernachlässigt oder nicht wahrgenommen wird, und wo umgekehrt mit doppelter Schärfe zu suchen ist: die Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen verdichtet und gestaltet sich.“ (Fleck 1980, 163).

¹² „Populäre Wissenschaft ist ein besonderes, verwickeltes Gebilde.“ (Fleck 1980, 149).

¹³ Vgl. Anm. 6.

auch in der Wissenschaftsgeschichte und -theorie – weisen Geistes- wie Naturwissenschaftler hin. Nicht einmal die Umrisse der Kategorie seien bisher klar, so die Literaturwissenschaftler Kindt und Müller (2005, 336). Kein Konzept sei erkennbar und ebenso keine Trennung zwischen wissenschaftlicher und alltagssprachlicher Verwendung, so der Naturwissenschaftler (Physik, Chemie) Peter Heering (2007, 361).¹⁴

„Stil“ wird – so meine Schlussfolgerung – wie ein axiomatischer, undefinierter Grundbegriff (bzw. wie ein „Großbegriff“, Linke 2009, 1131) behandelt, von dem sich das Begriffssystem des entsprechenden Wissensgebietes ableiten lässt, ohne dass man nach einer Ausgangsdefinition fragen muss. Da es mittlerweile z. B. in der Sprachwissenschaft ein definiertes und wohl auch übertragbares Verständnis von Stil gibt (s. u.), wird die bisher hingegenommene oder als normal angesehenen Unschärfe fragwürdig. Ein theoretisch geschärfter Stilbegriff könnte Anlass sein, die Anschlüsse, die Flecks Denkgebäude für die Sprachwissenschaft anbietet, auch hier zu nutzen.

Ich werfe einen (sehr) kurzen Blick darauf, wie die Kategorie „Stil“ geistes- und kulturwissenschaftlich gebraucht wird. Als Grundmuster soziologischer und kulturwissenschaftlicher Arbeiten kann die Vorstellung von Stil als Mittel des Anpassens an Kollektive wie des Abgrenzens von ihnen gelten (Bourdieu 1970, 1982; Schulze 1992 und Soeffner 1986, 2000).¹⁵ Individuen verweisen mit ihren kollektiven Stilisierungshandlungen zum einen auf eine soziale Zugehörigkeit, zum anderen zeigen sie aber auch ihre individuelle Stellung gegenüber der eigenen Gruppe an (Soeffner 2000, 82). Immer geht es dabei um Wahrnehmbarkeit/Gestalt, um Lenken des Sinn-Sehens und sozialen Bezug – durchweg Anschlussmöglichkeiten an Fleck. In der Literaturwissenschaft gehört Sich-Abgrenzen/Abweichen bereits zu den Denkstil-Voraussetzungen. Literarische Texte erfordern seit der Moderne den Denkstilwechsel und, damit verbunden, den Wechsel von Sprachstilen. Stichworte sind hier: „Wechsel im Wahrnehmungsangebot“ und „Gestalt“. Der Gebrauch der Kategorien „Epochenstil“ und „Zeitstil“ in der

¹⁴ „Trotz der stetig wachsenden Zahl philosophischer, soziologischer und historischer Versuche, die Begriffe *Schule* und *Stil* zu explizieren, hat man sich bisher nicht einmal auf die Umrisse ihrer Definition einigen können. Uneins ist man in der Kontroverse um die Konzepte einerseits darüber, ob mit ihnen auf kognitive oder soziale Aspekte der Wissenschaftsentwicklung oder auf spezifische Kombinationen dieser beiden Typen von Faktoren verwiesen werden soll.“ (Kindt/Müller 2005, 336).

In der Wissenschaftsgeschichtsschreibung und der Wissenschaftsforschung ist das Konzept des Stils – gerade in der konzeptionellen Entwicklung durch Ludwik Fleck – mittlerweile weit verbreitet [...] Allerdings ist die Verwendung des Stilbegriffs keineswegs eindeutig. Eine Ursache hierfür benennt Weiss, wenn er anmerkt: „Stil, ja Stilisierungen aller Art, sind gegenwärtiger Bestandteil unseres Alltags unserer Kultur [...]“ (Weiss 1997, 147) [...] Dabei ist teilweise nicht einmal ein theoretisches Konzept erkennbar, in dem der Begriff verwendet wird; hierdurch bleibt unklar, ob der Begriff des Stils alltagssprachlich oder konzeptionell verwendet wird. (Vgl. Heering 2007, 361).

¹⁵ Sie verstehen Stil verschiedenster alltagsweltlicher Lebensäußerungen (Mode, Gebäude, Kunstwerke, Texte (vgl. Soeffner 2000, 87)) als zeichenhaft.

Kunstgeschichte beruht darauf, dass ein Artefakt, da notwendigerweise immer in einer konkreten Zeit entstanden, folgerichtig deren Züge trägt, dass es also sprachliche Mittel gibt, die wir – bei allen Problemen der Abgrenzung – sofort als Signale für eine Zeit lesen, wenn sie uns in einem Artefakt, auch in einem Text, begegnen.¹⁶

Es besteht eine stilgemäße Bindung aller – oder vieler – Begriffe einer Epoche, die auf ihrer gegenseitigen Beeinflussung beruht. (Fleck 1980, 15)

Zum Stichwort Historizität von Stilen, Wahrnehmbarkeit/Gestalt folgende Gedanken: Gleich welche Disziplin gerade im Blick ist, ‚Gestalt‘ stellt immer eine Bezugsgröße dar. Was ergibt sich aus dem bruchstückhaften Einblick in verschiedene Stilgebrauchsweisen?

1. Dass die Kategorie ‚Stil‘ trotz ihrer Unschärfe von vielen Disziplinen gern verwendet wird, heißt, dass diese die Kategorie für ihre Zwecke benötigen und dass ‚Stil‘ etwas von allen gemeinsam Gesehenes enthalten muss. Was leistet die Kategorie für ein Denkkollektiv? Und wie kann man sie aus ihrer ‚Unbestimmtheit‘ ‚retten‘?
2. Die Antwort darauf: ‚Stil‘ wird zum einen als ‚Sprachstil‘ für die Form von Artefakten, also für materialisierte, demnach wahrnehmbare Gestaltungsweisen verwendet. Hier geht es um das Wie, um die Gestalt, in der sprachliche und andere semiotische Stilelemente gebraucht werden.
3. Zum anderen wird ‚Stil‘ eingesetzt für die Wege des Denkens, für die sich in unserem Kopf vollziehende, nicht unbedingt wahrnehmbare Art und Weise, wie Gedanken entwickelt werden – als ‚Denkstil‘. Denkstile bestimmen Denkwege und Denkergebnisse. Das scheint etwas anderes zu sein, als es der Sprachstil leistet.
4. Gemeinsam ist beiden aber die Tatsache, dass Artefakte eine Gestalt haben müssen, dass sie der Gestaltung unterliegen.¹⁷ Die jeweilige Gestalt dient der Wahrnehmungslenkung hin zum Sinn-Sehen sowie dem Einbeziehen sozialer/kollektiver Bezüge.
5. Bei Gestalt geht es um die Vorstellung, dass Ganzheiten andere Eigenschaften haben, als sie sich aus der Summe der Eigenschaften ihrer Teile ergäben, und dass eine solche Ganzheit, durch Prägnanz gekennzeichnet, einen Sinn hat. Ein Artefakt bekommt eine

¹⁶ Beide Kategorien stehen für die „Gesamtheit der epochentypischen Gestaltungsmerkmale in der Literatur und anderen Kunstmedien eines Zeitalters“ (Müller 2009, 1271). Beginnt die Abgrenzung bei diesen Merkmalen, sprechen wir von ‚Epochenstil‘ (z. B. Barock, Gründerzeit). Orientiert sie sich an zeitlichen Zäsuren, ist die Rede vom ‚Zeitstil‘ (z. B. 17. Jahrhundert).

¹⁷ Auch ‚Gestalt‘ wird wie ein axiomatischer Grundbegriff behandelt.

bestimmte Formung, die auf eine bestimmte Wahrnehmung, ein bestimmtes Sinn-Sehen, zielt. Stil lenkt unser Sehen und so auch unser Denken.

6. Es geht immer darum, wie etwas abläuft: sowohl wie ein Text gestaltet, als auch wie ein Denkweg geformt ist. Beides geht ineinander über. In einem Fall geht es um die Wahl der sprachlichen (und anderer) Zeichen, die Herstellung einer sprachlichen Form. Im zweiten Fall geht es, denke ich (mit Fleck), um die Wahl der fokussierten Gegenstände und die damit verbundene Ausblendung anderer Inhalte. Das ist die Herstellung einer gedanklichen Form. Wahrnehmbar wird das Gedachte aber erst durch Sprache. Also wird sowohl beim Denken wie beim sprachlichen Formulieren Gestalt gegeben. Das ist der jeweilige Stil.

Das Gemeinsame bringt der Kunstgeschichtler Friedrich Möbius (1984, 11) auf die in meinen Augen ideale Formel: „In seiner allgemeinsten Bedeutung erfasst der Stilbegriff die innere Ordnung eines Geschehens, soweit sie in äußeren Merkmalen erkennbar wird [...]“¹⁸ Das heißt, der Denkstil als „innere Ordnung eines Geschehens“ wird durch den Sprachstil, die „äußeren Merkmale“ wahrnehmbar, wobei wir nicht davon absehen können, dass beides ineinander greift (s. u.). Hier ist der Punkt, an dem man Flecks ‚Denkstil‘ und den linguistischen ‚Sprachstil‘ zusammenführen kann.

2.2 Der Denkstil-Begriff Flecks

Zunächst einmal: Es ist keine Frage, dass Fleck, wenn er von ‚Denkstil‘ spricht, nicht primär an der Gestalt der Sprache, sondern an der Gestaltung des Denkens interessiert ist. Nicht an erster Stelle die „Färbung der Begriffe“ (oder der Wörter?), so sagt er, und ihre Verknüpfung machen den Denkstil aus, sondern „ein bestimmter Denkwang“ und „das Bereitsein für solches und nicht anderes Sehen und Handeln“ (Fleck 1980, 85). Dieser Zwang evoziert und prägt die wissenschaftlichen Tatsachen. ‚Denkstil‘ wird von Fleck „als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen“ (ebd., 130) bestimmt. Weiter Fleck: Den Denkstil „charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein Denkkollektiv interessieren; der Urteile, die es als evident betrachtet; der Methoden, die es als Erkenntnismittel anwendet. Ihn begleitet eventuell ein technischer und literarischer Stil des

¹⁸ Es heißt an der Stelle weiter: „Der eigentliche Gegenstand des Begriffs ist der Formenapparat, indem sich ein von Menschen getragenes Verhalten entäußert, ist das Erscheinungsbild der ‚Sinneinheit einer Gruppe geformter Gebilde‘“.

Wissenssystems“ (ebd.). Hier kommt mit dem ‚literarischen Stil‘ kurz Sprachliches ins Spiel. Denkstile sind zeittypisch¹⁹ und kulturell-sozial geprägt – als Denk- und Sprachformen, über die Kollektive in einer bestimmten Zeit verfügen. Das Denken ist also mehrfach gebunden: erstens durch die soziale Gemeinschaft der Wissenschaftler eines Faches, zweitens durch die sich daraus ergebende kollektiv bestimmte Sicht auf die Probleme und drittens durch die Umstände der Zeit, in der sie agieren. Fleck erwähnt, wenn auch nicht systematisch, die Sprache.²⁰ Im Einzelnen geht es ihm dann z. B. um den Aufbau der Sprache (der schon etwas über den Denkstil aussage),²¹ um die Verwendung der Sprache als Wissenschafts- oder ‚Populärsprache‘, um Wörter und ihre Unschärfe (1983, 95ff.), um den Gebrauch als ‚Schlagworte‘, um bildliches Sprechen usw. Fleck zeigt damit im Einzelnen den Einfluss, den sprachliche Zeichen und ihr Gebrauch auf das Denken und die Herausbildung von Denkkollektiven haben können.²² Von zentraler Bedeutung ist für

¹⁹ „Als konzeptionelle Instrumente [...] prägt er [Fleck, U.F.] die Begriffe des *Denkkollektives* und des *Denkstils*. Ersterer bezeichnet die soziale Einheit der Gemeinschaft der Wissenschaftler eines Faches, letzterer die denkmäßigen Voraussetzungen, auf denen das Kollektiv sein Wissensgebäude aufbaut. Dahinter steht das epistemologische Konzept, daß Wissen nie an sich, sondern immer nur unter der Bedingung inhaltlich bestimmter Vorannahmen über den Gegenstand möglich ist. Diese Annahmen sind nach Fleck nicht a priori, sondern nur als soziologisches und historisches Produkt eines tätigen Denkkollektivs verständlich zu machen.“ (Schäfer/Schnelle 1980, XXV; Hervorh. im Orig.)

„Jedes ‚Wissen‘ bildet folglich seinen eigenen ‚Gedankenstil‘ aus, mit dem es Probleme begreift und auf seine Zwecke ausrichtet. Die Problemwahl aber determiniert die ihr spezifische Sichtweise bei der Beobachtung des Gegenstandes [...] Aber nicht nur das Erkennen ist an dessen kulturelle und soziale Voraussetzungen gebunden, umgekehrt wirkt es auch auf die soziale Wirklichkeit zurück: Ist es das Produkt einer an langlebende Gruppen gebundenen Tätigkeit, folgt es wie die soziale Organisation seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten, setzt dadurch den an ihm beteiligten Menschen Grenzen ihrer weiteren Erkenntnistätigkeit. (ebd., XXIII f.).

²⁰ „Wenn die Gemeinschaft groß genug ist und über viele Jahre in gleichmäßiger Stimmung verharrt, erzieht sie ihre selbst nicht an einer Stelle konzentrierten Teilnehmer, schafft Solidarität und das Vertrauensgefühl der Mitglieder zueinander. Sie werden dieselben charakteristischen ganzheitlichen Gestalten sehen, sie werden an die Dogmen der kollektiven Weltanschauung glauben, sie werden ausschließlich in den Kategorien eines bestimmten Stils denken. Denn das, ‚was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft‘ (Gumpłowicz). Die Handlungsweise der Mitglieder, ihre Taten und die ganze Lebensgrundlage werden aus dem gemeinschaftlichen Zwang hervorgehen: *Der Stil wird sich nach außen in einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Institutionen, ähnlicher Kleidung, Häusern [sic!], Werkzeugen usw. realisieren.*“ (Fleck 1983, 170, Hervorh. U.F.).

²¹ „Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen. Schon in dem *Aufbau der Sprache* liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon im *einzelnen Wort* sind verwickelte Theorien gegeben.“ (Fleck 1980, 58, Hervorh. U.F.).

²² „Worte, früher schlichte Benennungen, werden Schlagworte; Sätze, früher schlichte Feststellungen, werden Kampfzettel. Dies ändert vollständig ihren denksozialen Wert; sie erwerben magische Kraft, denn sie wirken geistig nicht mehr durch ihren logischen Sinn – ja oft gegen ihn – sondern durch bloße Gegenwart. Man vergleiche die Wirkung der Worte „Materialismus“ oder „Atheismus“, die in einigen Ländern sofort diskreditieren, in anderen freilich erst kreditfähig machen.“ (Fleck 1994, 59). „[...] Tradition, Erziehung und Gewöhnung [rufen] eine Bereitschaft für stilgemäßes, d. h. gerichtetes und begrenztes Empfinden und Handeln hervor.“ (Fleck 1980, 111; Kursivierung durch den Autor).

Stabile Denkkollektive bilden einen spezifischen Denkstil mit zum Teil *spezifischen Wörtern und technischen Termini* aus. Stabilisiert sich ein Denkstil über Generationen hinweg, wird dieser innerhalb des Denkkollektivs durch *Schulung, Erziehung* und besondere Zeremonien der Aufnahme [...] an die nachfolgenden Generationen weitergegeben. (Möller 2007, 399; Hervorh. U.F. Es wird nicht ganz klar, ob Fleck referiert wird oder Möller'sche Gedanken wiedergegeben werden.)

Fleck, dass sich das ‚Sinn-Sehen‘ als Prozess des Gestaltwahrnehmens, also als wahrnehmende Handlung vollzieht.²³

- „Das unmittelbare Gestaltsehen verlangt ein Erfahrensein in dem bestimmten Denkgebiete: erst nach vielen Erlebnissen, eventuell nach einer Vorbildung erwirbt man die Fähigkeit, Sinn, Gestalt, geschlossene Einheit unmittelbar wahrzunehmen [...]“ (Fleck 1980, 121)
- „Solche Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen macht aber den Hauptbestandteil des Denkstils [...] aus [...]. Hiermit ist Gestaltsehen ausgesprochene Denkstilangelegenheit [...]“ (ebd.).²⁴
- Das schließt ein, „[...] dass wir mit dem Erwachen der Bereitschaft, bestimmte Gestalten wahrzunehmen, die Fähigkeit verlieren, anderes wahrzunehmen“ (Fleck 1983, 149).

Wie alles, was Fleck in dem Kontext sagt, steht auch dies in Beziehung zur Gestaltpsychologie, genauer zu deren Vorstellung von der Kippfigur als einer bildlichen Darstellung, die durch Änderung von Blickwinkel und Perspektive in ein anderes Bild „umkippen“ kann. Von zwei möglichen Gestaltganzheiten kann man immer nur die eine wahrnehmen. Der Grund dafür findet sich in der Einsicht der Gestaltpsychologie, dass Ganzheiten andere Eigenschaften haben, als sie sich aus der Summe der Eigenschaften ihrer Teile ergäben.²⁵

Die Psychologie lehrt, dass jede Wahrnehmung vor allem das Sehen irgendwelcher Ganzheiten ist, man aber ihre Elemente erst danach sieht. Manchmal können sie sogar unerkant bleiben. (Fleck 1983, 149)

Eben genau solche Ganzheiten, die sich den sinnlichen Wahrnehmungen direkt aufdrängen, in hohem Maße unabhängig von ihren Bestandteilen, nennt die Psychologie ‚Gestalten‘ [...]. (ebd., 14)

²³ „Mit der Betonung des *Handlungsaspekts* und der *sozialen Interaktion* in Denken, Wissen und Wissenschaft steht Fleck einer heute auch im deutschsprachigen Raum wichtig gewordenen pragmatistisch orientierten Soziologie nahe [...]“ (Egloff 2007, 90; Hervorh. im Orig.).

²⁴ Er fährt fort: „Im Gegensatz dazu ist das unklare anfängliche Sehen stillos: verworrene, chaotisch zusammengeworfene Teilmotive verschiedener Stile, widersprechende Stimmungen treiben das ungerichtete Sehen hin und her: Streit der gedanklichen Gesichtsfelder“ (Fleck 1980, 121).

²⁵ „Eine Gestalt ist abgesehen von ihrer Ganzheit dadurch gekennzeichnet, daß sie abgesondert, abgehoben, geschlossen und gegliedert ist. Das figurale Gestalterlebnis stellt eine Einheit dar, die vom Erlebenden in der Regel nicht beliebig geändert werden kann. Je stärker die Gestalt, umso stärkeren Widerstand leistet sie äußeren Eingriffen. *In dem Aufbau einer Gestalt bestimmen das Ganze und seine Glieder sich wechselseitig, wobei die Gestaltqualität phänomenal über die Qualitäten der Glieder dominiert*“ (Katz 1948, 51 f., Hervorh. U.F.)

Verbunden ist dieser Gedanke mit der Vorstellung von der Prägnanz, der Tendenz zu ausgewogenen Einheiten, der „Innigkeit“ der Gestalten, die bei Fleck als die „innere Harmonie des Denkstils“ begegnet.

Nelson Goodman sagt, die Richtigkeit einer Kategorie hänge davon ab, dass sie zu einer Welt passe. Richtigkeit, in dem Sinne verstanden, dass eine Kategorie zum Handeln und zu anderen Kategorien passt, gleicht dem Fleckschen Gedanken einer Harmonie innerhalb eines Denkstils. (Douglas 1991, 38)

Mit dem Prinzip der Einheitlichkeit der Gestaltung ist zugleich das Festumrissene, Abgehobene mitgemeint. Einheitlichkeit muss erkennbar, sichtbar sein. ‚Gestalt‘ wird als alternatives Resultat eines intendierten Handelns betrachtet, das jeweils als etwas Abgesondertes, Konturiertes in Erscheinung treten muss.²⁶ Diese Einheit der Gestalt macht Fleck in einem besonders eindrücklichen Beispiel deutlich: Man könne, so sagt er, in einer Ritterromanze nicht ‚Pferd‘ statt ‚Ross‘ sagen,

„obwohl es nur stilverschiedene, aber logisch identische Synonyme sind [...] Auch Gemälde kennen einen Zwang eigenen Stiles, von dem man sich leicht überzeugen kann, indem man auf ein gutes stilvolles Gemälde einen Ausschnitt eines anderen auflegt: die zwei Teile streiten miteinander, auch wenn man zwei Gemälde zueinander passenden Inhaltes wählt. Jedes Produkt geistiger Schöpfung enthält also Beziehungen, die ‚gar nicht anders sein können‘ und die den zwangsweisen, passiven Koppelungen in den wissenschaftlichen Sätzen entsprechen. Man kann diese Beziehungen sozusagen objektivieren und als Ausdruck der ‚Schönheit‘ oder der ‚Wahrheit‘ ansprechen.“ (Fleck 1980, 132)²⁷

Das ist es, was der Stil- und Gestaltbegriff Flecks mit dem sprachwissenschaftlichen Begriff gemeinsam hat.

2.3 Linguistisches Interesse am Denkstil-Begriff

²⁶ „Sinn ist nach der Gestaltpsychologie innere gestaltliche Ordnung [...] Sinnfremd ist [...] alles, was nicht Gestalt ist, sondern lediglich durch ein Und verbunden gedacht werden kann. Sinn und sinnvolles Geschehen wird [sic!] auf eine Ebene gebracht und eine innere Notwendigkeit im Zusammenhang der Momente wird einer bloß äußeren Beziehung der Koexistenz entgegengestellt. Indem der Gestalt in sich selber schon Sinn zugeschrieben wird, indem man ihr somit gewissermaßen Selbstsein zuerkennt, will man die Sinnhaftigkeit an den Faktor Gestalt fixieren und glaubt damit – objektives – Geschehen und – subjektive – Bedeutung in dem Gestaltprinzip zu vereinen.“ (Katz 1948, 85f.).

²⁷ „Im Erkenntniszusammenhang kommt nach Fleck das Beobachten vorzüglich in zwei Typen vor, wobei es aber eine Skala der Übergänge zu beachten gilt: einmal nämlich als das unklare anfängliche Schauen und dann zweitens als das entwickelte unmittelbare Gestaltsehen (Fleck 1980, 121). Das entwickelte unmittelbare Gestaltsehen ist damit kein naives Beobachten, sondern nur nach praktisch-theoretischer Einführung in ein Gebiet und eigener Erfahrung möglich. [...] die Disposition für gerichtetes Wahrnehmen wird erkaufte mit der Preisgabe, Heterogenes wahrnehmen zu können. Deshalb, meint Fleck, liegt die Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen an der Wurzel eines jeden Denkstils. Gestaltsehen ist ‚reine Denkstilangelegenheit‘. Im Gegensatz dazu ist das anfängliche unklare Sehen selbst noch stilllos, unorientiert, chaotisch.“ (Schäfer/Schnelle 1980, XXVI).

Mit der Frage, wie dem Denken wahrnehmbare Gestalt gegeben wird, ist man bei Sprache und Sprachstil angekommen. Die gestaltpsychologische Auffassung „passt“ auch hier.

Ein Stil ist gebildet aus kookkurrierenden Merkmalen [...], die zusammen als Teile einer Gestalt interpretiert werden können. Ein Gestaltteil, ein Merkmal kann völlig unabhängig davon sein [...]. Oder anders gesagt: „Erst in der Ganzheit erhalten die Teile ihren Sinn.“(Kainz 1954, 119). (Sandig 2006, 71)²⁸

Eine handlungstheoretisch angelegte Stiltheorie geht davon aus, dass auch Stil Sinn vermittelt: Sinn als ‚Bedeutung‘ kann nur über die ‚Art des Machens‘ und ‚die Art des Gemachten‘ vom Textproduzenten vermittelt und vom Rezipienten ermittelt werden. Dieser Feststellung ist nun im Einzelnen nachzugehen.

Es folgen Thesen zum Sprachstil²⁹ (soweit sie in Beziehung stehen zu Flecks ‚Denkstil‘):

1. *Sprachstil ist Gestaltetheit.* Er ist unentbehrlich und unvermeidbar, weil jede gedankliche Hervorbringung, um wahrnehmbar zu sein, eine Form, eine Gestalt haben muss.³⁰ Alles, was wir inhaltlich erfassen, mitteilen und rezipieren wollen, bedarf der sinnlich wahrnehmbaren Darbietung. Dieser Tatsache entsprechen die Kategorien ‚Denkstil‘ und ‚Sprachstil‘.
2. *Stil ist nicht Hülle, sondern an der Gestalt sichtbar gemachter sozialer und/oder ästhetischer Sinn.* Durch seine Wahrnehmbarkeit schon vermittelt er Inhalt. Er ist insofern „sinnhaft“ (Sandig 1986: 14), als auch die Form eines Artefakts uns etwas mitteilt. Wir gehen über die Gestalt eines Textes nicht *uninformiert* hinweg zum „eigentlichen“ Inhalt,³¹ sondern wissen – ganz im Gegenteil –, dass auch die Form für unser Verstehen von Bedeutung ist. Im Fall wissenschaftlicher Texte besteht die Bedeutung darin, Denkstile und Denkwege wahrnehmbar zu machen.
3. *Stil steuert die Rezeption.* Er gibt Hinweise darauf, wie man einen Text zu lesen hat, welcher Gattung/Textsorte er zuzuordnen, in welchem Licht er zu rezipieren ist.³² Je nach

²⁸ Die Frage nach dem Wie einer Sprache setzt voraus, daß die Sache zwar eine bestimmte Gestalt hat, aber auch eine andere Gestalt haben könnte. Das Stilistische beruht also darauf, daß es zu einem bestimmten Wie prinzipiell Alternativen gibt. (Püschel 1987, 143f.).

²⁹ Was mit Blick auf literarische Texte zu sagen wäre, wird hier ausgespart.

³⁰ Soeffner (1986) betrachtet Stil als eine Beobachtungskategorie. Stil wird produziert, um wahrgenommen zu werden. (Vgl. auch Mukarovský 1982, 33).

³¹ A. Assmann (1988) bezeichnet diesen Prozess als „wilde Semiose“.

³² Stil informiert auch darüber, welches Selbstbild der Textproduzent erzeugen und in welcher Beziehung zum Rezipienten er gesehen werden will (pragmatische Information).

Form des Textes stellen wir uns auf bestimmte Rezeptionsweisen ein: literarische, alltägliche, fachliche. Ein Wissenschaftsstil erfordert „wissenschaftliches“ Lesen – und Denken.

4. *Stil ist intendiert*. Er ist die spezifische Art von Textgestalt, die ein Textproduzent bzw. ein Kollektiv von Textproduzenten hervorbringen, um bei Adressaten eine bestimmte Wirkung zu erreichen. Aus pragmatischer Perspektive ist Stilbilden als intentionale Handlung zu betrachten.³³ Hier ist die Intention, Denkwege zu eröffnen und begehbar zu machen.

Was bei der Zusammenführung der beiden Gestaltvorstellungen – Denkstil und Sprachstil – nun unweigerlich in den Blick rückt, ist natürlich das Verhältnis von Sprache und Denken. Wie gestaltet sich beim Finden, Konturieren und Formulieren von Wissensgegenständen das Zusammenwirken von Gedankenentwicklung und sprachlicher Darbietung der Gedanken? Beides greift ineinander, beides ist Gestaltung. Die „sprachliche Verständigung“ ist eine „unabdingbare Dimension der Verfertigung der Gedanken“ (Fehr 2005, 27). Mit dieser Mit dieser Formulierung spielt Fehr an auf Kleists Kleists Essay „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ verwiesen. Beim Sprechen über eine Idee, von der man erst eine dunkle Vorstellung hat, „prägt das Gemüt“, so sagt Kleist, „während die Rede fortschreitet“, die Idee „zur völligen Deutlichkeit“ aus (Kleist 1978, 454). „Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rade des Geistes“, so Kleist, „sondern wie ein zweites mit ihm parallel fortlaufendes, (sic!) Rad an seiner Achse“(ebd., 457).³⁴ Mir schiene es noch deutlicher, wenn es sich in dem Bild um ein Zahnrad handelte. Es wird zur Übertragung einer Drehbewegung von einem Rad auf ein anderes Rad (Paarung zweier Zahnräder) gebraucht. Mit diesem Bild wäre womöglich noch anschaulicher ausgedrückt, was ich mit dem Zusammenhang von gedanklichem

³³ „Handeln im alltäglichen Leben ist bloßes ‚Typisieren‘: Bündelung beobachtbarer Handlungen, die ausgeführt werden müssen, um eine einheitliche Präsentation zu erzielen.“ (Soeffner 1986: 319)

„Stil zu haben‘ ist [...] das Ergebnis gezielter Handlungen in Richtung auf eine ‚kulturelle Überhöhung‘ des Alltäglichen. Es ist eine sichtbare, einheitsstiftende Präsentation, in die jede Einzelhandlung und jedes Detail mit dem Ziel eingearbeitet ist, eine homogene Figuration oder ‚Gestalt‘ – den Stil – zu bilden und darzustellen. ‚Stil zu haben‘ – in diesem Sinne – bedeutet fähig zu sein, bewußt für andere und auch für das eigene Selbstbild eine einheitliche Interpretation anzubieten und zu inszenieren.“ (ebd.).

³⁴ „Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. [...] Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, dass die Erkenntnis zu meinem Erstaunen mit der Periode fertig ist.“ (Kleist 1978, 454ff.)

und sprachlichem Hervorbringen und Gestaltbilden meine. Mit den zwei parallel an einer Achse laufenden Rädern ist die gegenseitige Abhängigkeit zwar schon deutlich gemacht, aber etwas Wichtiges fehlt: das Sich-gegenseitig-Bestimmen. Es geht nicht um einen von einer Seite allein bestimmten Vorgang, nicht um schon vorhandenes Denken, das durch Sprache fixiert oder in Sprache übersetzt werden muss, sondern es geht um eine gemeinsame Hervorbringung. Insofern ist der Text ein „Sinngeflecht“.

Bei der Arbeit mit den sprachlichen Symbolen eröffnen sich Möglichkeiten [...] und ergeben sich Zwänge [...], an die der Autor, solange er auf einer anderen Bearbeitungsspur tätig war, nicht gedacht hat [...] – dadurch, dass der Inhalt *während* des Sprechens und Schreibens sowie *durch* das Sprechen und Schreiben entwickelt wird. Vor allem auch dadurch, dass die entstehende Figur so lange offen bleibt für die tentative Weiterentwicklung, bis eine gute Gestalt gefunden worden ist. (Ortner 2000, 59f.; Hervorh. im Orig.)

Ortner bezieht sich ausdrücklich auf den Fall ‚diskursiven‘, nicht kontemplativen Denkens: begriffliches, fortschreitendes Denken, einen Schluss ziehend, von einer Vorstellung, einem Begriff, einem Urteil zum anderen weitergehend (vgl. ebd., 133f.). Die Sprache hat teil am Hervorbringen von Denken. Sprachstil und Textsorten, Termini und Metaphern leisten das ihre dazu. Sie haben auch ihren Anteil an der Präzisierung des Gedachten.

Die Anstrengung des Wortes – das ist die Anstrengung, etwas sprachlich-diskursiv fassbar zu machen, was zunächst anders (nur intuitiv?) gegeben war. Durch die Bearbeitung im Medium der Sprache wird das Vage und Gärende in eine deutliche und stabile Weltversion, eine Äußerung oder einen Text umgearbeitet. (Ortner 2000, 139)

3. Text: Sinn-Geflecht

Der Text kommt bei Fleck, soweit ich sehe, als Grundkategorie nicht explizit vor. Aber Fleck hat seine Überlegungen zum Denkstil (auch) an Textsorten wie *Zeitschriftenartikel*, *Handbuch* und *Lehrbuch* (Fleck 1980, 148) – in Gegenüberstellung zur populären Wissenschaft – entwickelt.

Zur Zeitschriftwissenschaft sagt er, sie trage „das Gepräge des Vorläufigen und Persönlichen“ was sich u. a. in vorsichtigen Formulierungen äußere. „Fast immer“, so Fleck, will der Autor „seine Person verschwinden lassen“. Anders ist das in der Handbuchwissenschaft, die eine „kritische Zusammenfassung“ „in ein geordnetes System“ verlangt, d. h. hier wird nicht zögernd und abwägend, sondern sicher und bestimmt geschrieben. In populären Darstellungen geht es um die vereinfachende, anschauliche und zweifelsfrei erscheinende Darstellung von Wissen.

Die Zeitschriftwissenschaft trägt [...] das Gepräge des Vorläufigen und Persönlichen [...]

[...] Hierzu gehört [...] die spezifische Vorsicht der Zeitschriftarbeiten; sie ist erkennbar an den charakteristischen Wendungen wie: „ich habe nachzuweisen *versucht*, daß ...“, „*es scheint* möglich zu sein, daß“, oder auch negativ: „es konnte nicht nachgewiesen werden, daß ...“.
(Fleck 1980, 156)

Das zweite Merkmal, das Persönliche der Zeitschriftwissenschaft steht in gewissem Zusammenhange mit dem ersten. Die Fragmentarität der Probleme, Zufälligkeit des Materials (z. B. Kasuistik in der Medizin), technische Einzelheiten, kurz die Ein- und Erstmaligkeit des Arbeitsstoffes verbinden ihn unzertrennlich mit dem Verfasser. Dessen ist sich jeder Forscher bewusst und fühlt zugleich das Persönliche seiner Arbeit als ihren Fehler; fast immer will er seine Person verschwinden lassen. (ebd., 157)

Zur Handbuchwissenschaft heißt es:

Aus der vorläufigen, unsicheren und persönlich gefärbten, nicht additiven Zeitschriftwissenschaft, die mühsam ausgearbeitete, lose Avisos eines Denkwiderstandes zur Darstellung bringt, wird in der intrakollektiven Gedankenwanderung zunächst die Handbuchwissenschaft.
(Fleck 1980, 156ff.)

Im Gegensatz zur populären Wissenschaft, die auf Anschaulichkeit zielt, verlangt die Fachwissenschaft in ihrer Handbuchform eine kritische Zusammenfassung in ein geordnetes System. (ebd., 156)

Die entstandenen Begriffe werden tonangebend und verpflichten jeden Fachmann: aus dem vorläufigen Widerstandsaviso wird ein Denkwang, der bestimmt, was nicht anders gedacht werden kann, was vernachlässigt oder nicht wahrgenommen wird [*und wie es gesagt wird*, U.F.].
(ebd., 163)

Die populäre Wissenschaft wird beschrieben als: „vereinfachte, anschauliche und apodiktische Wissenschaft“ (ebd., 149), „künstlerisch angenehme, lebendig, anschauliche Ausführung“ (ebd.)
So wie Fleck betrachtet die Linguistik Textsorten als soziokulturelle Phänomene zur Lösung von lebensweltlichen Problemen. Es ist kulturell bedeutsam, dass Kultur- und Kommunikationsgemeinschaften mit ihren Textsorten über Handlungsmuster verfügen, mit deren Hilfe sie auf die Wirklichkeit zugreifen, sie gestalten und bewältigen können: Texte dienen der Lösung lebenspraktischer Probleme, der emotiven Bewältigung von Lebenssituationen (Trauer, Freude) und der reflexiv-rationalen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, also der Wissenschaft. Wie kämen wir zu wissenschaftlichen Erkenntnissen und dem Austausch darüber, wenn wir nicht kollektiv vereinbarte Textmuster mit ihren Gestaltungs- und Verbreitungsformen hätten wie z. B. den wissenschaftlichen Zeitschriftenaufsatz, die Thesen zu einer wissenschaftlichen Arbeit, das Abstract, die Monographie, die Disputation?

Textsorten existieren zunächst unhinterfragt, als lebensweltliche Selbstverständlichkeit mit ihrer typischen Form, mit ihrem vereinbarten Weltbezug und ihrer Funktion – immer

gebunden an eine Gemeinschaft, so dass sich ihre Spezifik auch immer nur aus der Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft mit ihrer bestimmten Kultur erschließen lässt.³⁵ Selten werden sie einmal reflektiert: Die Fachsprachenforschung wie die Wissenschaftstheorie und -geschichte aber tun das.³⁶ Hier böte sich ein guter Ausgangspunkt für die Beschreibung von Denkstilen, denn durch die analytische Erfassung der Textsorten und ihrer Stile wird deutlich, welche Möglichkeiten der praktischen wie reflexiven Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit im kommunikativen Bereich zur Verfügung stehen. Hier knüpfe ich wieder an Fleck an. Seine Beschreibung des Denkstils z. B. in der Zeitschriftenwissenschaft als „Gepräge des Vorläufigen“ und „Vorsichtigen“ (Fleck 1980, 156) lässt sich auf Textsortenstile und deren Traditionen übertragen. Auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften können wir die Entwicklung von Denkstilen beobachten. Wir lesen sie an den Texten ab.

Ein Beispiel zur Veranschaulichung: Das herrschende Stilprinzip der Geistes- und Sozialwissenschaften lautet in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: weg von der „schönen“, anschaulichen, metaphorischen, eleganten, auch subjektiven Sprache wissenschaftlicher Darstellungen hin zu rationaler, eindeutiger, sachbezogener, expliziter, konsistenter, ökonomischer, entpersonalisierter Sprache. Drescher (2003, 56) spricht vom ‚Ich-Tabu‘, ‚Erzähl-Tabu‘ und ‚Metaphern-Tabu‘. Die Sprache soll ganz hinter den Gegenstand zurücktreten. Damit wird Wissenschaft aufgefasst „als ein vom historischen, sozialen und kulturellen Umfeld sowie vom Subjekt und seinem Erleben entbundener Raum“ (Drescher 2003, 55).

„Dies lässt sich auch auf ihre sprachlichen Ausdrucksformen übertragen, denn aus dem geltenden Wissenschaftsverständnis, das Objektivität als höchstes forschungsleitendes Prinzip ansetzt, ergibt sich unmittelbar die Forderung nach einer [...] rationalen und sachbezogenen Sprache.“ (ebd.)

Vereinfacht könnte man diese Eigenschaften als Stilmerkmale des auch gegenwärtig noch vorherrschenden Gruppenstils der Geistes- und Sozialwissenschaften in Deutschland betrachten. „Aus dieser Einschätzung spricht ein grundlegendes Misstrauen gegenüber der natürlichen Sprache, die als dunkel und zweideutig und damit letztlich als erkenntnishindernd erscheint.“ (ebd.) Bezieht man Textsorten ein, d. h. spezifiziert man seinen Blick, wird die Sache komplizierter: denn die von Drescher beschriebene Situation trifft tatsächlich völlig auf Zeitschriftenbeiträge zu, nicht aber auf Handbuchliteratur. Folgt man Fleck, stellt sich die

³⁵ Hermanns (1999, 353) erörtert das: „Jegliche Identität ist kulturell, d. h. kulturell konstituiert. Anders geht es gar nicht. Aus dieser Tautologie kommt man heraus, wenn man sich klar macht, dass uns am Kulturellen in der Regel die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur interessiert, dass wir das Kulturelle danach bestimmen“.

³⁶ Bei Linke (2003, 45) heißt dies „Selbstdeutung und Weltdeutung einer Gesellschaft“.

Situation wieder einfacher dar. Untersuchte man Handbuchliteratur im Hinblick auf ihren Stil, fände man eine Situation, die sich nach wie vor mit Flecks Beschreibung deckt. Die Tendenz zu einer Änderung des Stils der Zeitschriftenaufsätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften³⁷ hin zum Persönlicheren sei angemerkt.

Dass es sich lohnen würde, Dreschers Auffassung in Beziehung zu setzen zu dem kulturell und sozial bestimmten Wissenschafts- und Denkstil-Begriff von Fleck, ist sicher deutlich geworden. Woran sich ein eher objektiver oder subjektiver, ein esoterischer oder exoterischer Stil sprachlich festmachen lässt, kann die Sprachwissenschaft zeigen: Ich- und Metapherntabu sind wesentliche, aber nicht die einzigen Kriterien.³⁸

Wie immer man auch einen bestimmten Fall beschreiben mag, stets ist Beschreibung Vereinfachung, mit apodiktischen und anschaulichen Elementen durchtränkt: durch jede Mitteilung, ja durch jede Benennung wird ein Wissen exoterischer, populärer [...] Man befindet sich immer in derselben Begriffsgeschichte, immer gleich weit von „fundamentalen Begriffen“ entfernt, deren eventuelle Konstruktion – eine Erkenntnisarbeit für sich – dieselben Schwierigkeiten aufweist. Gewissheit, Einfachheit, Anschaulichkeit entstehen erst im populären Wissen; den Glauben an sie als Ideal des Wissens holt sich der Fachmann von dort. (Fleck 1980, 151f.)

4. Metapher: Sinn-Bilder

Die deutsche Wissenschaftssprache in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts tabuisiert die Metapher. Dem stehen sowohl Flecks forschungstheoretisches Interesse an der Bildlichkeit gegenüber als auch kognitive Metaphertheorien. Fleck ging es in diesem Sinne ebenso wie aktuellen Metaphertheorien um die Erkenntnis, die durch Bilder angeregt oder ermöglicht werden kann. Er zeigt das, wie bekannt, u. a. an den in der bakteriologischen Forschung üblichen Bildern. Das Anschauliche, Metaphorische interessiert ihn sowohl historisch als auch aktuell. Ich nenne knapp drei Beispiele:

³⁷ Eine Rolle spielt dabei sicher auch der Einfluss englischer Wissenschaftstexte.

³⁸ Dass sich eine solche Auffassung in den Geistes- und Sozialwissenschaften durchzusetzen beginnt, zeigt folgende Feststellung von Drescher: „Die reflektierende Subjektivität ist [...] nicht aus dem objektiv orientierten Forschungsprozess wegzudenken, denn das ‚Objektivieren‘ verweist auf das Subjekt als den Vollzieher des Objektivierens‘ (Schulz 1992, 33). In dieser Aussage ist zum einen enthalten, ‚dass die forschende Subjektivität sich im Wechselbezug von Empirie und Theorie bewegt. Man kann nur das erklären, was man schon als solches irgendwie verstanden hat‘. Eine gewisse Zirkularität ist daher unvermeidlich. Zum anderen spricht daraus auch die Einsicht, ‚dass wissenschaftliche Erkenntnis ja nicht eine einfache Form der Abbildung einer vorhandenen Wirklichkeit bedeutet, durch die der Mensch auch in seinem Tun festgelegt würde. Wirklichkeit ist weder eine vorgegebene Objektwelt, noch beruht sie auf einer Setzung des Subjektes; Wirklichkeit ist vielmehr ein Zusammenhang, in dem Objekt und Subjekt sich gegenseitig bedingen‘. Gerade diese spannungsreiche Interdependenz wird in den Vorstellungen von wissenschaftlicher Objektivität, die am Dualismus von Subjekt und Objekt festhalten, ausgeblendet.“ (Drescher 2003, 73).

Das erste findet man im Kontext der Auseinandersetzung mit der Gattung der „Einführungsliteratur“ als „Kampf-Metapher“: *Krankheitsabwehr ist Kampf* (vgl. Berger 2005).

Zum Begriff von Infektionskrankheiten heißt es:

Ihm [dem Begriff] liegen die Vorstellungen vom Organismus als einer in sich abgeschlossenen Einheit und vom eindringenden feindlichen Erreger zu Grunde. Der Erreger produziere eine böse Wirkung (*Angriff*), der Organismus antworte darauf mit einer Reaktion (*Verteidigung*). So entstehe ein Kampf, der das Wesen der Krankheit bilde.

Solche primitive Kampfbilder durchtränken die ganze Immunitätswissenschaft [...] Der Dämon wurde zum Erreger, es blieben der Kampf und die Überwindung, oder das Unterliegen der „Ursache“ der Krankheit. So lehrt man noch heute. (Fleck 1980, 79, Hervorh. U.F.)

Im erkenntnistheoretischen Kontext, in dem Fleck sich unter historischem Aspekt mit Begrifflichkeit und Bildlichkeit auseinandersetzt, nennt er u. a. die Metaphern *vom Leben als Bach/Strom* – er bezeichnet sie als *Symbol* – und *vom Leben als Feuer* – hier nennt er es *Analogie*.

In diesem Fall wäre das Leben, d. h. der Stoffwechsel [...] nicht die Verbrennung; es fände dann ein symbolisches Bild, z. B. in einem Bach oder Strom. (Fleck 1983, 102)

Das Wort ist das lebendige Bild des Gegenstandes [...] Der Glaube an eine Analogie von Feuer und Leben [...] ist eine Vision des Denkkollektivs, von der sein Geistesleben so tief erschüttert wurde, dass man sie nicht mehr verwerfen kann. (ebd., 103)

Mir scheinen an Flecks Umgang mit Metaphern (die er selten so nennt) folgende Punkte bedenkenswert:

1. Fleck betrachtet das Bildlich-Metaphorische im *kognitiven Sinne*. Bilder interessieren ihn nicht als rhetorische Elemente, sondern als Mittel des Erkennens. Dieser höchst aktuelle Gedanke ist ein konstitutives Element der Denkstilvorstellung. Auch die Metapher fokussiert und blendet gleichermaßen aus. (Lakoff/Johnson 2003)

2. Zugleich ordnet er diese Art von Denken und Darstellen aber zunächst dem Bereich der *populären Darstellung* zu, in dem aus Gründen der Verständlichkeit Anschaulichkeit vonnöten ist. Die der Metapher eigene Unschärfe kann hier in Kauf genommen werden. Die Unschärfe sieht er darin, dass Wörter als besonderes „interkollektives Verkehrsgut“ interkollektiv „kreisen“, „immer mit einer gewissen Änderung ihrer Bedeutung“. „Man vergleiche die Bedeutung der Worte ‚Kraft‘ oder ‚Energie‘ oder ‚Versuch‘ für einen Physiker und für einen Philologen oder

Sportsmann. Oder das Wort [...] ‚Strahl‘ für einen Künstler und einen Physiker [...].“ (Fleck 1980, 143)

3. Fleck vollzieht auch den Umkehrschluss, nämlich den, dass *der eher populäre Gebrauch eines Bildes auf wissenschaftliches Erkennen zurückwirken* kann. Die Unschärfe ist kein Argument gegen den wissenschaftlichen Gebrauch eines Wortes oder eben auch eines Bildes. Das ist die Antwort auf die Frage, ob es nicht auch die umgekehrte Wirkung gibt, nämlich die, dass Metaphern aus der Populärkultur in die wissenschaftliche wandern.³⁹ Fleck hebt diesen Weg der Metapher – von der Veranschaulichung zur Erkenntnisförderung – nachdrücklich hervor: Mit Debatin nenne ich es „horizonteneröffnende Vorgriffsfunktion“ (1997, 54).

Indem die Metapher [...] der Schaffung und der Erkenntnis von neuen Wirklichkeiten dient, kommt ihr eine spezifische horizonteneröffnende Vorgriffsfunktion zu. Die Metapher ist damit nicht mehr bloße rhetorische Form, sondern sie hat auch einen eigenen kognitiven Gehalt; sie ist eine Einheit von Perspektiveneröffnung und Gegenstandsdarstellung. (ebd.)

Ein Beispiel für den Weg vom populären zum wissenschaftlichen Gebrauch:

Die Anschaulichkeit eines Wissens hat ihre besondere Wirkung. Zuerst vom Fachmann angewandt, um einen Gedanken anderen Menschen verständlich zu machen (oder aus einer Art mnemotechnischer Gründe), erhält die Bildlichkeit, die vorerst ein Mittel war, die Bedeutung eines Zieles der Erkenntnis. Das Bild gewinnt Oberhand über die spezifischen Beweise und kehrt in dieser neuen Rolle vielfach zum Fachmann zurück. (Fleck 1980, 154f.)

Wenn ein Ökonom vom Wirtschafts-*Organismus* spricht, oder ein Philosoph von der *Substanz*, oder ein Biologe vom *Zellstaat*, so gebrauchen sie im eigenen Fachgebiet Begriffe, die ihrem populären Wissensbestande entstammen. (ebd., 149)

4. Fleck betrachtet den Metapherngebrauch immer auch bezogen auf die Art von Texten, in denen sie verwendet werden. Wenn er meint, dass Mittel der Anschaulichkeit, zunächst in der populären Literatur verwendet, dann „zum Fachmann zurückkehren“, denkt er an den Gebrauch

³⁹ „Wirken Metaphern auch gleichsam in die andere Richtung [...] Wird der wissenschaftliche Text selbst auch durch Metaphern geformt [...]“ (Sarasin 2003, 3)

„Wer Metaphern gebraucht, untergräbt die Fähigkeit der wissenschaftlichen Sprache, von ‚den Dingen‘ zu handeln. Schließen sich also das Von-den-Dinge-Sprechen (sic!) und der Gebrauch von Metaphern aus? Ich möchte im Folgenden zeigen, dass eine solche Ansicht heute nicht mehr allgemein geteilt wird. Aktuelle Konzepte der Wissenschaftsgeschichte bzw. -theorie legen, wie ich zeigen möchte, zwar einerseits wieder ein stärkeres Gewicht darauf, dass experimentelle Forschung wirklich von ‚den Dingen‘ handelt und der wissenschaftliche Text daher nicht umstandslos auf den kulturellen oder sozialen ‚Kontext‘ zurückgeführt werden kann. Andererseits aber scheint es just die Metapher zu sein, die dem Erkenntnisprozess den Zugang zu ‚den Dingen‘ in der Natur bahnt, ohne dass diese dabei ihre Fähigkeit einbüßen würde, ihn mit der Kultur jenseits des Labors zu verknüpfen.“ (ebd., 4).

im wissenschaftlichen Aufsatz und im Handbuch, er denkt also textsortenbezogen. Das trifft die gegenwärtige Situation: In wissenschaftlichen Texten bisher verpönt, weil nicht transparent, nicht eindeutig, aber suggestiv, gewinnt die Metapher wieder an Akzeptanz. Dem negativen Urteil von der Unschärfe

steht neuerdings [in der aktuellen Wissenschaftsdiskussion, U.F.] eine positive, den heuristischen Wert der Metapher betonende Einschätzung gegenüber [...]. [Metaphern] eröffnen gleichsam eine zweifache Perspektive auf das zu Bezeichnende [...] Ihre Anschaulichkeit lässt Metaphern zudem zu einem unverzichtbaren Element bei der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse werden. (Drescher 2003, 61)⁴⁰

Das heißt, die Metapher hat ihren wohlbegründeten Platz nicht nur in populären „exoterischen“, sondern auch in „esoterischen“ wissenschaftlichen Texten.⁴¹

Gemeint ist damit die spezifische Eigenschaft der Metapher, auf implizites Wissen Bezug zu nehmen und es zugleich zu Bewusstsein zu bringen. Durch die Aktualisierung von Hintergrundwissen steht die Metapher gleichsam zwischen expliziter Sprache und implizitem Wissen, sie verbindet das Thematische mit dem Unthematischen, das propositional Gewusste mit dem situativ Erfassten. (Debatin 1997, 63)

5. Fleck hat die Historizität von Metaphern im Blick: Was wir heute als metaphorisch empfinden, muss es nicht immer gewesen sein oder jedenfalls nicht im heutigen Sinn. Bei Fleck heißt es, um nur ein Beispiel zu nennen: „Unter ‚Wärme‘ möchten wir die heutige ‚physikalische Wärme‘ verstehen, oder auch die heutige ‚Wärme in poetischer, übertragener Bedeutung‘. Aber dieses Wort bedeutete sowohl das eine wie das andere zugleich, denn eine solche Differenzierung hat es damals noch nicht gegeben“ (Fleck 1980, 100).

⁴⁰ „Eine gelungene Metapher evoziert Kontext- und Hintergrundwissen, d. h. Vorstellungen, Gefühle und Bilder, persönliche Erfahrungen und lebensweltliche Selbstverständlichkeiten, und sie beruht zugleich auf ihnen [...] Die Metapher dient hier also gar nicht der Explizitheit, sondern der Möglichkeit, implizites Wissen als implizites Wissen, d. h. als Quelle für Sinnzuschreibung und Bedeutungserzeugung, zu evozieren und damit in die Kommunikationssituation einzuführen. Die Metapher zeigt sich uns hier als ein unverzichtbares komplexitätsreduzierendes Medium der Kommunikation, mit dessen Hilfe eine intersubjektive Bedeutungsresonanz erreicht werden kann.“ (Debatin 1997, 63).

⁴¹ „Neben dem Ego- und dem Erzähl-Tabu steht ein drittes Tabu, das den Verzicht auf Metaphern gebietet. Diesem Tabu liegt die Vorstellung zugrunde, dass ein wissenschaftliches Faktum nur in einer einzigen Form sprachlich angemessen dargestellt werden kann. Die Metapher als uneigentlicher Ausdruck, der an der Suggestivkraft der Sprache Anteil hat, ist damit der angestrebten sprachlichen Transparenz abträglich. Metaphern verbinden den unmittelbaren Blick auf einen Gegenstand mit einer zweiten, gedanklich modifizierten Wahrnehmung und ermöglichen somit einen doppelten Zugriff, eröffnen gleichsam eine zweifache Perspektive auf das zu bezeichnende Objekt. Sie lassen den sprachlich-textuellen Charakter wissenschaftlicher Prosa besonders augenfällig werden und untergraben damit die Fiktion, wonach die Sprache einen unverstellten Blick auf die Sache gewährleiste.“ (Drescher 2003, 61).

Meine Schlussfolgerung: Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt der Metaphernbetrachtung auf dem kognitiven Aspekt. „Lakoff/Johnson [die bekannten Vertreter einer/der kognitiven Metaphertheorie, U.F.] legen großen Wert auf die Feststellung, ‚dass die Metapher⁴² nicht nur eine Frage der Sprache ist, also von Worten allein.‘ Sie wollen zeigen, ‚dass die menschlichen Denkprozesse weitgehend metaphorisch ablaufen.‘“ (Rolf 2005, 237f.) Mir geht es nun beim Prüfen der Anschlussmöglichkeiten an Fleck um die umgekehrte Sichtweise:

Während in Flecks Darstellungen klar wird, dass Bilder Angelegenheit des Denkens sind, wird gegenwärtig vernachlässigt, dass Bilder auch eine Angelegenheit der Sprache sind. Auch die sprachliche Seite der Bilder hat etwas zu sagen. Man kann zwischen der konzeptuellen Metapher und deren sprachlicher Gestalt einen Zusammenhang herstellen, der ein Licht darauf wirft, wie Gedankliches und Sprachliches ineinander greifen. Einen Zugang dazu findet man in der Bildfeldtheorie. Sie hat sich aus der Wortfeldtheorie entwickelt, die die Wörter in ihren feld- oder netzartigen Zusammenhängen untersucht. Analog dazu können auch sprachliche Bilder in ihren Bezügen aufeinander betrachtet werden. Damit wird die isolierte und nichtsprachliche Betrachtung von Metaphern überwunden. Nun wird in den Blick genommen, dass die „Wortfelder der Lexik einer Einzelsprache [...] neben vielen anderen semantischen Relationen bereits durch zahlreiche Bildfeldrelationen miteinander verbunden sind und damit bereits spezifische Bildfelder etabliert haben“ (Liebert 2002, 775), die bei Nennung eines Wortfeldes aufgerufen werden können.

Wir haben in einem Bild zwei Wortfelder, die durch „Lexemmetaphern (ein Wort) in Relationen zueinander gebracht werden“ (ebd., 772). Beim Beispiel „Wortmünze“ sind es die Wortfelder ‚Wort‘ und ‚Geld‘. „In der Metapher Wortmünze ist nicht nur die Sache ‚Wort‘ mit der Sache ‚Münze‘ verbunden, sondern jeder Terminus bringt seine Nachbarn mit, das Wort den Sinnbezirk [das Wort- und Bildfeld] der Sprache, die Münze den Sinnbezirk [das Wort- und Bildfeld] des Finanzwesens.“ (Weinrich 1976, 283, zitiert nach Peil, HSK Lexikologie Bd.1, 765). Diese zwei sprachlichen Felder werden durch den sprachlichen Akt der Wortbildung gekoppelt. (Peil ebd.). Nicht einzelne Wörter sind es also, sondern ganze Wort- und Bildfelder, die wir aufeinander beziehen. Und immer ist es der ‚Wortleib‘, das Sprachliche, das uns die Assoziationen ermöglicht.

⁴² „Unter *Metapher* verstehen die beiden Amerikaner [Lakoff/Johnson, U.F.] eine in der Sprache widergespiegelte Denkstruktur.“ (Jäkel 2003, 16).

Für die Verwendung in den Naturwissenschaften hat Fleck Beispiele gegeben. Ein Beispiel aus der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist ‚Sprachorganismus‘. Der Quellbereich ‚Organismus‘ und der Zielbereich ‚Sprache‘ werden gekoppelt (vgl. Bierwisch 1999). Daraus hervorgegangene Termini sind die Wörter *Wurzel*, *Flexion*, *organisch*, *Stamm*, *Sprachfamilie*, *Entwicklung*, *veraltend*. Kein Zweifel, dass diese Wortleiber, Bilder eines Bildfeldes, weitere Bildvorstellungen anregen und Denkprozesse in Gang setzen können.

Ich hoffe, verdeutlicht zu haben, dass es Anschlussmöglichkeiten zwischen Flecks Gedanken und sprachwissenschaftlichen Überlegungen gibt, und auch, mit welchen theoretisch-methodologischen Ansätzen man ihnen auf dem Feld der Sprache nachgehen könnte.

Literatur

Antos, Gerd (2008): „Denkstil“: Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Sprachwissenschaft. In: Czachur, Waldemar/Czyzewska, Marta (Hrsg.): Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Warschau, 563-574.

Berger, Silvia (2005): Umdeuten, Ausblenden, Beharren: Zur Persistenz wissenschaftlicher Denkstile am Beispiel der deutschen Bakteriologie. In: In Egloff, Rainer (Hrsg.): Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck. Zürich: Collegium Helveticum, Heft Nr. 1, 71-77.

Bierwisch, Manfred (1999): Das Organ des Denkens und die Grenzen des Ausdrückbaren. In: Werkzeug Sprache. Sprachpolitik, Sprachfähigkeit, Sprache und Macht. Union der deutschen Akademien der Wissenschaften/Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Hg.). Hildesheim, 57-101.

Bierwisch, Manfred (2007): Bedeuten die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt? In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig (Hrsg.): Sprache – Kognition – Kultur. IdS-Jahrbuch 2007. Berlin. New York, 323-355.

Bleicher, Joan K./Link, Barbara/Tinchev, Vladislav (2010): Fernsehstil. Geschichte und Konzepte. Berlin.

Bourdieu, Pierre (1970/1994): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M.

Bourdieu, Pierre (1982/1997): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.

Borromeo Ferri, Rita (2004): Mathematische Denkstile. Ergebnisse einer empirischen Studie. Hildesheim, Berlin.

Brock, Bazon/Reck, Hans Ulrich (1986) (Hrsg.): Stilwandel als Kulturtechnologie, Kampfprinzip, Lebensform oder Systemstrategie in Werbung, Design, Architektur, Mode. Köln.

Choluj, Bozena/Joerden, Jan C. (2007): Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis. Frankfurt am Main, Berlin, Bern.

Danneberg, Lutz u. a. (2005) (Hrsg.): Stil, Schule, Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion. Frankfurt a. M., Berlin, Bern.

Debatin, Bernhard (1997): Metaphern der Kommunikation und Kommunikation durch Metaphern. In: Lutz, Wolfgang (Hrsg.): Das „Andere“ der Kommunikation. Theorien der Kommunikation. Leipzig, 53-66.

Douglas, Mary (1991): Wie Institutionen denken. Frankfurt a. M.

Drescher, Martina (2003): Sprache der Wissenschaft, Sprache der Vernunft? Zum affektleren Stil in der Wissenschaft. In: Habscheid/Fix (Hrsg.), 53-79

Egloff, Rainer (2007): Leidenschaft und Beziehungsprobleme: Ludwik Fleck und die Soziologie. In: Choluj/Joerden, 79-93

Fehr, Johannes (2005): Vielstimmigkeit und der wissenschaftliche Umgang damit. Ansätze zu einer Fleckschen Philologie. In Egloff, Rainer (Hrsg.): Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck. Zürich: Collegium Helveticum Heft Nr. 1, 33-45.

Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt a. M.

Fleck, Ludwik (1983): Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt a. M.

Habscheid, Stephan/Fix, Ulla (2003) (Hrsg.): Gruppenstile. Frankfurt a. M., Berlin, Bern.

Hahn, Walter von (1997): Vagheit bei der Verwendung von Fachsprachen. In: Hoffmann, Lothar u. a. (Hrsg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin, New York, 378-382.

Heering, Peter (2007): Das Konzept des Experimentierstils zur Beschreibung historischer Experimentalpraxis. In: Choluj/Jorden, 361-385.

Henne, Helmut (1998): Wort und Wortschatz. In: Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim, 557-608.

Hermanns, Fritz (1999): Sprache, Kultur und Identität. Reflexionen über drei Totalitätsbegriffe. In: Gardt, Andreas u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin, New York, 351-391.

Jäkel, Olaf (2003): Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metaphertheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion. Hamburg.

Kainz, Friedrich (1954): Psychologie der Sprache. Bd. 1. Stuttgart.

Kaiser, Gerhard (2009): „Der Weg um die Kugel“. Clemens Lugowskis semantischer Umbau vom „mythischen Analogon“ zur „deutschen Wirklichkeit“. In: JLT 2009. No.1, 73-102.

Katz, David (1948): Gestaltpsychologie. Basel.

Kertész, András (2004): Die kognitive Metapherntheorie als metalinguistisches Unterfangen. Debrecen, 39-60.

Keyserling, Arnold (1972): Geschichte der Denkstile. Wien.

Kindt, Tom/Müller, Hans-Harald (2005): Nationalphilologie und ‚Vergleichende Literaturgeschichte‘ zwischen 1890 und 1910. Eine Fallstudie zur Konzeption der Wissenschaftshistoriographie der Germanistik. In: Danneberg u. a., 335-372.

Lakoff, George/Johnson, Mark (2003): Metaphors we live by. Chicago, London.

Liebert, Wolf-Andreas (2002): Bildfelder in synchroner Perspektive. In: Cruse, D. Alan u.a. (Hrsg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch. Band 1. Berlin, New York, 771-783.

Linke, Angelika (2003): Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse. In: Henne, Helmut/Sitta, Horst/Wiegand, Herbert Ernst (Hgg.): Germanistische Konturen eines Faches. Tübingen, 25-65.

Linke, Angelika (2009): Stil und Kultur. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hrsg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Bd. 2. Berlin, New York, 1131-1144.

Möbius, Friedrich (1984): Stil als Kategorie der Kunsthistoriographie. In: Möbius, Friedrich (Hrsg.): Stil und Gesellschaft. Dresden, 8-50.

Möller, Torger (2007): Kritische Anmerkungen zu den Begriffen Denkkollektiv, Denkstil und Denkverkehr – Probleme der heutigen Anschlussfähigkeit an Ludwik Fleck. In: Choluj/Joerden, 397-413.

Müller, Wolfgang G. (1981): Topik des Stilbegriffs. Zur Geschichte des Stilverständnisses von der Antike bis zur Gegenwart. Darmstadt.

Müller, Wolfgang (2009): Epochenstil/Zeitstil: In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hrsg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Bd 2. Berlin, New York, 1271-1285.

Ortner, Hanspeter (2000): Schreiben und Denken. Tübingen.

Peil, Dietmar (2002): Bildfelder in historischer Perspektive. In: Cruse, D. Alan u. a. (2002) (Hrsg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch. Bd 1. Berlin, New York, 764-771.

Pinkal, Manfred (1985): Logik und Lexikon – die Semantik des Unbestimmten. Berlin. New York.

Püschel, Ulrich (1987): GESTALTEN als zentrales Stilmuster. In: Forum Angewandte Linguistik 13, 143-145.

Rolf, Eckard (2005): Metaphertheorien. Typologie. Darstellung. Bibliographie. Berlin, New York.

Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin, New York.

Sandig, Barbara (2006): Textstilistik. Berlin, New York.

Sarasin, Philipp (2003): Infizierte Körper, kontaminierte Sprachen. Metaphern als Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. Online verfügbar unter: http://www.fsw.uzh.ch/page/popup/download.php?fp_id=134&id=22

Schäfer, Lothar/Schnelle, Thomas (1980): Ludwik Flecks Begründung der soziologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaftstheorie. In: Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt a. M., VII-XLIX.

Schiewe, Jürgen (1996): Sprachenwandel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch. Tübingen.

Schulz, Walter (1992): Subjektivität im nachmetaphysischen Zeitalter. Pfullingen.

Schulze, Gerhard (1995): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M., New York.

Soeffner, Hans-Georg (1986): Stil und Stilisierung. Punk oder die Überhöhung des Alltags. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.) (1986): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt a. M., 317-341.

Soeffner, Hans-Georg (2000): Stile des Lebens: Ästhetische Gegenentwürfe zur Alltagspragmatik. In: Huber, Jörg (Hg.) (2000): Interventionen 10: Kultur-Analysen. Jahrbuch 2000. Zürich, 79-113.

Weinrich, Harald (1976): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

Weiss, Burghard (1997): „Stil“. Eine vereinheitlichende Kategorie in Kunst, Naturwissenschaft und Technik? In: Knobloch, Eberhard (Hrsg.): Wissenschaft, Technik, Kunst. Interpretationen, Strukturen, Wechselwirkungen. Wiesbaden.

Weiss, Burghard (2009): Stile wissenschaftlichen Denkens. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hrsg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Bd 2. Berlin, New York, 1285-1299.

Werle, Dirk (2005): Stil, Denkstil und Stilisierung der Stile. Vorschläge zur Bestimmung und Verwendung eines Begriffs in der Wissenschaftsgeschichte der Geistes- und Kulturwissenschaften. In: Danneberg, Lutz u. a., 3-30.

Quelle

Heinrich von Kleist: Werke und Briefe. Erzählungen. Gedichte. Anekdoten. Schriften. Hrsg. von Peter Goldammer. Berlin, Weimar 1978.